

Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus
Band: 33 (1899)

Artikel: Handel und Industrie des Kantons Glarus. Erster Teil, III. Geschichte der Textil-Industriellen des Kantons Glarus und in Parallele dazu : Skizze der Entwicklung derselben in Europa, bezw. in der Schweiz
Autor: Jenny-Trümpy, Adolf
Kapitel: 1: Das Wollengewerbe bis zum Ende des 18. Jahrhunderts
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1063324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

III. Geschichte der Textil-Industrieen des Kantons Glarus

und in Parallele dazu:

Skizze der Entwicklung derselben in Europa, bezw. in der Schweiz.



1. Das Wollengewerbe bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Allgemeines.



Nach den Stürmen der Völkerwanderung war in den Ländern des vormals weströmischen Reiches mit dem Untergange der griechisch-römischen Kultur auch eine Menge vormals blühender Gewerbe entweder, wie die Baumwollweberei, gänzlich verschwunden, oder, wie die Wollen- und Leinenweberei, auf einen höchst primitiven Betrieb zurückgeführt. Nachdem die staatlichen Verhältnisse sich wieder konsolidiert hatten, war es natürlich, dass sich zuerst diejenigen Textilgewerbe wieder erhoben, mit denen die germanischen Völkerschaften Mittel- und Nordeuropas von jeher vertraut gewesen waren und für welche die Rohstoffe (Schafwolle, Flachs und Hanf) im Lande selbst erzeugt wurden. In der That findet man (nach Brockhaus C.-L. u. A.) die Wollmanufakturen in Deutschland schon im 10. Jahrhundert wieder auf einer bemerkenswerten Stufe der Entwicklung angelangt, so dass sie auch andere Länder mit dem Überschusse ihrer Produktion versorgen konnten. An dem erwähnten Aufschwung des deutschen Wollengewerbes nahmen auch einzelne schweizerische Städte teil; so waren im 13. Jahrhundert der „Berower“ (ein zottiger wollener Mantelstoff), das sog. Grautuch und schwarzes Hosentuch Ausführartikel der Zürcher Wollenweber und die in verschiedenen bernischen Landschaften verfertigten halb- oder ganzwollenen „Berntücher“ genossen im 14. und 15. Jahrhundert weit und breit

den Ruf eines vorzüglichen Fabrikates; auch aus Basel (Zunft der „Grautücher“), Genf und Freiburg fanden Wolltücher schon um diese Zeit guten Absatz nach auswärts.¹⁾

Nach und nach wurden jedoch die deutschen (und schweizerischen) Produkte der Woll-Industrie von denjenigen der benachbarten südlichen und westlichen Staaten sowohl in Bezug auf Weberei-Technik als auch auf Färberei dauernd, d.h. bis in unser Jahrhundert hinein, überflügelt, nachdem dieselben wieder manigfache Anknüpfungspunkte mit dem Orient, mit Kleinasien, Persien und Indien gefunden. Letztere Länder hatten nämlich schon vor vielen Jahrhunderten bewunderungswürdige Textil-Produkte als Wand-, Zelt- und Bodenteppiche und als Kleiderstoffe geliefert. Während den europäischen Völkern nur sehr wenige einheimische Farbstoffe zur Verfügung standen, so namentlich der Waid (*Isatis tinctoria*, franz. le pastel) zum Solidblaufärben, gewisse Resedaarten (Wau) und Färbeginster (das frühere Schüttgelb) für Gelb und wahrscheinlich auch die Gelbbeeren einheimischer *Rhamnus*-arten (für Gelb und Saftgrün), sowie endlich verschiedene gerbstoffhaltige Pflanzenteile, so z. B. der Eiche, der Tanne und des Nussbaums für grauschwarze und bräunliche Töne, verfügten die süd- und westasiatischen Völker schon seit ältesten Zeiten über folgende wichtige Färbematerialien: Die Wurzeln des Krapp und einiger anderer Pflanzen aus der Familie der Rubiaceen²⁾ zum Rot-, Braun- und Schwarzfärben; das Sandel- und das Sapanholz (ostindische Rothölzer) für ähnliche Nüancen; der Indigo (von Indigofera) zum Blaufärben; die Curcuma-Wurzel, die Persisch- oder Kreuzbeeren, die Granatäpfel, gewisse Blüten, so besonders des ächten Safrans für Gelb; der Saflor (*Carthamus*) für Rosa; der Katechu für gelbbraune und rotbraune Töne; die Gall-

¹⁾ Siehe A. Furrer's „Volkswirtschaftliches Lexikon“ und A. Bürkli-Meyer: „Das Zürcher Seidenhandwerk im 13. und 14. Jahrhundert“ und Dr. Traugott Geerings „Handel und Industrie“ der Stadt Basel.

²⁾ Einzelne europäische Völker benutzten allerdings schon in vorchristlicher Zeit gewisse einheimische Rubiaceen als Färbepflanzen; aus den im Eingang angedeuteten Gründen war aber die Kenntnis dieses ziemlich komplizierten Färbeverfahrens im frühen Mittelalter verschwunden.

äpfel für Grau und Schwarz; die Orseille¹⁾, aus verschiedenen Flechtenarten bereitet, zum Rotviolett- und Braunfärben; die Alkanna-Wurzel (oder Orcanette, von *Anchusa tinctoria*) für Rotviolett; die Kermes-Schildlaus für Carmoisin und endlich die Purpurschnecken (d.h. verschiedene Arten Meerschnecken, die in einem bestimmten Organe eine kleine Menge einer wenig gefärbten Flüssigkeit enthalten, welche letztere auf irgend ein Gewebe gebracht, dasselbe an der Luft ohne Weiteres feurig und ächt violettrot bis rein dunkelviolet färbt. Diese Eigenschaften wurden nach Dr. W. H. v. Kurrer von Naturforschern der Neuzeit an verschiedenen Conchylien neuerdings nachgewiesen).

Die wichtigsten webereitechnischen Fortschritte, die in den genannten orientalischen Ländern gemacht wurden, bestanden in der Erfindung des Webstuhls mit liegender oder horizontaler Kette (*basse-lisse*, anstatt der vertikalen oder stehenden Kette, *haute-lisse*) und in dem Schnürzug für die Zettelfäden (letzterer speziell für die Bildgewebe — *façonnés*), welche Neuerungen²⁾ in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurückreichen und auf die Manigfaltigkeit und Schnelligkeit der Erstellung buntfarbiger und gemusterter Gewebe einen grossen Einfluss hatten.

Im 8. Jahrhundert nun kamen die Textilgewerbe, wie noch viele andere Zweige der Kultur im muhamedanisch-arabischen Reiche, und so auch in dem dazu gehörigen Spanien und in den folgenden zwei Jahrhunderten in dem sarazenischen Sizilien zu ausserordentlicher Blüte und damit, sowie auch durch die lebhafteren Berührungspunkte mit dem byzantinischen Reiche zur Zeit der Kreuzzüge wurden die genannten manigfachen orientalischen Webe- und Färbeweisen den christlichen europäischen Völkern vermittelt.³⁾

¹⁾ Die Färbekraft verschiedener Flechtenarten war nach Dr. W. H. v. Kurrer's „*Druck- und Färbekunst*“, Wien 1848, schon in ältesten Zeiten auch den Bewohnern Westgothlands, Irlands und Schottlands bekannt.

²⁾ Nach Friedrich Fischbach's „*Geschichte der Textilkunst*“.

³⁾ Natürlich geschah dies nicht mit allen Farbstoffen in gleicher Weise. Während z. B. die Kenntniss der Wollenfärberei mittelst Krapp frühe schon wieder erworben und derselbe nicht bloss als Handelsartikel eingeführt, sondern in seinen zwei wichtigsten Arten (dem orientalischen Krapp, *Rubia peregrina*

Zuerst fanden sie (im 13. Jahrhundert) in Oberitalien Eingang und Verbreitung, dann im 14. Jahrhundert in Flandern, das seit 1369 zu dem Reiche der prachtliebenden, die Kunstgewerbe begünstigenden Herzoge der letzten burgundischen Dynastie gehörte; alsdann von Flandern aus im 14. und 15. Jahrhundert in England und Nordfrankreich. Südfrankreich entlehnte den benachbarten Mauren namentlich die Erstellung von Teppichen und Stofftapeten aus buntgefärbten Wollen-, sowie von Seiden-, Gold- und Silberfäden zur Zierde von Kirchen und Palästen. Diese Teppichweberei, in ihren Anfängen, d. h. vom 8. Jahrhundert an in den Klöstern gepflegt, wurde dann unter Franz I. teils in einer staatlichen, teils in einer der Familie Gobelins gehörenden Anstalt betrieben; unter Ludwig XIV. ging letztere ebenfalls an den Staat über und erreichte zu dieser Zeit wie bekannt die höchste Vollendung in der Wiedergabe künstlerischer Gemälde durch Weberei und Wirkerei. Selbstverständlich war die Webertechnik dieser buntgewobenen Teppiche derart beschaffen, dass im Gegensatz zu vielen andern Wollstoffen vom Webstuhl weg in der Regel keine Walke zur Anwendung kam.

Durch die Entdeckung von Amerika wurden der Wollenfärberei neue, dort ebenfalls schon seit Jahrhunderten im Gebrauch gestandene Farbstoffe zugeführt, nämlich das noch heute nicht ganz entbehrlich gewordene Blauholz zum Schwarzfärben, das Gelbholz, die amerikanischen Rothölzer, der Orlean für zarte gelbe und rotorange Töne und die Cochenille-Schildlaus für ein dem Kermes ähnliches Carmoisinrot. Dieser Farbstoffe bemächtigte sich vor allem die durch Jahrhunderte hindurch berühmte niederländische Färberei von Wollgarnen und Wollgeweben und wusste trotz der damaligen rein empirischen Arbeitsweise einige Färbverfahren wesentlich zu verbessern. Die in letzterer Beziehung wichtigste Entdeckung (welche indessen erst im Anfang des 17. Jahrhunderts gemacht wurde) war die Erzeugung einer feurigen

und der europäischen Färberöte oder dem Wend, *Rubia tinctorum*) auch angebaut und veredelt wurde, vermochte der Indigo in den meisten Ländern erst einige Jahrhunderte später den Waid in der Blaufärberei zu verdrängen; die ausserordentlich teure Purpurschneckenfärberei gelangte im Abendlande überhaupt nicht mehr zur Anwendung.

Scharlachfarbe auf Wolle und Seide durch Fixation des Cochenille- oder Kermes-Farbstoffs mittelst Zinnauflösungen, während mit dem bisher angewandten Alaun nur ein Blaurot erzielt worden war; diese prächtige Scharlachfarbe wurde erst in neuester Zeit durch die Theerfarbstoffe verdrängt.

In der Verwendung spanischer und englischer feiner Wollsorten lag ein weiterer Grund der Überlegenheit der west- und südeuropäischen Manufakturen gegenüber den deutschen, welche sich bis zum ausgehenden Mittelalter der rauen einheimischen Wollen bedienten; auch wurden in jenen Ländern an den Webstühlen und seinen Zubehörden Verbesserungen angebracht und der Ausrüstung (Scheren, Pressen, Blenden oder Schwärzen, Glätten oder Mängen) mehr Sorgfalt geschenkt; man erfand sog. Walkmühlen, d.h. durch Wasserräder getriebene Vorrichtungen (Hämmer etc.) zum Waschen und Walken der Gewebe (oft unter Zusatz von sog. Walkerde oder weissem Thon), während man diese Manipulation bis dahin durch Stampfen und Treten mit den Füßen oder von Hand durch Schlagen (Pritschen) mit hölzernen Hämmern und Schlägeln ausgeübt hatte.

Ein Teil dieser erwähnten Neuerungen und Verbesserungen in Weberei, Färberei und Appretur verpflanzte sich nun vom 16. Jahrhundert an auch nach Deutschland (Rheinpreussen, Sachsen, Schlesien, Mähren und Böhmen) und nach der Schweiz und zwar waren es vorwiegend protestantische Flüchtlinge, welche deren Einführung in unser Land vermittelten. Unter den 93 „Locarnern“, welche im März 1555 um ihres Glaubens willen zur Auswanderung gezwungen wurden, befanden sich auch eine Anzahl vornehmer italienischer Kaufleute und Industrieller, die 1542 in den eidgenössischen Vogteien vor der römischen Inquisition Zuflucht gesucht hatten.¹⁾ Dieselben brachten nicht nur die Seidenindustrie (Sammtweberei) nach Zürich und Basel, sondern auch wichtige Verbesserungen in der Wollen- und Baumwollenweberei, -Färberei und -Walkerei. Von den zahlreichen englischen Flüchtlingen, welche während der kurzen Regierungszeit der Maria Tudor (1553—1558) ihr Vaterland verliessen, hielten sich eine Anzahl

¹⁾ Siehe Dr. J. C. Mörikofer, „Geschichte der evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz“. Leipzig 1876.

meist den gebildeten Ständen Angehörige in verschiedenen Städten der Schweiz, namentlich in Zürich auf. Einigen dieser 1557 in Aarau niedergelassenen Familien hatte die dortige Wollweberei wesentliche Fortschritte zu verdanken. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts fand dann ein beständiger Zufluss von flüchtigen Hugenotten aus Frankreich statt, welche auf die schweizerischen Gewerbe, wie bekannt, die manigfachsten Anregungen ausübten. Während indessen die Baumwoll- und Seiden-Industrie dauernden Nutzen daraus zogen, hatten die Wollmanufakturen fortgesetzt schwer mit der ausländischen Konkurrenz zu kämpfen und gelangten eigentlich erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts wieder zu grösserer Blüte.

Das Wollengewerbe in Glarus.

Auch die alten Glarner waren schon zur Zeit der säckingischen Herrschaft mit dem Verspinnen und Verweben der Wolle vertraut, wie aus der damaligen beträchtlichen Schafzucht und aus der jährlich der Aebtissin zu leistenden Abgabe von 100 Ellen „grauen Tuches“ hervorgeht. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass es sich bei letzterem um einen den „Mätzen“ ähnlichen Stoff mit flächsener oder hänfener Kette und wollenem Eintrag in grauer Naturfarbe¹⁾ der verwendeten Rohstoffe handelte; mit Namen werden die **Mätzen** (nach Heer und Blumer) indessen erst im Jahr 1530 urkundlich als Erzeugnis der Glarner und Bündner erwähnt. Bei den unvollkommenen, schwergehenden Webstühlen jener Zeit eignete sich das feste Flachs- oder Hanfgarn besonders gut als Kette, während der wollene Eintrag dem Gewebe die wärmenden und übrigen geschätzten Eigenschaften der tierischen Faser verlieh.

Der Impuls, den die Wollmanufacturen in den zünftigen Städten der Eidgenossenschaft, wie schon bemerkt, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von auswärts empfangen, machte sich auch bei unserer, bisher nur für den eigenen Verbrauch arbeitenden

¹⁾ Vermutlich waren die mittelalterlichen Grautücher Basels auch nicht künstlich gefärbt, wenigstens berichtet Dr. T. Geering, dass neben der nicht unbeträchtlichen Wollweberei die Färberei bis zum letzten Viertel des 15. Jahrhunderts sehr schwach vertreten war.

häuslichen Textilindustrie einigermaßen geltend, indem ein, wie es scheint bis jetzt nicht vertretener Zweig derselben, die Walkerei und Färberei (in Solidblau, später auch in Schwarz und Braun) zur Einführung kam. Aus dem Jahr 1599 wird uns von der Errichtung einer von einem Wasserrad getriebenen Walke¹⁾ bei den Holensteinen (bei Glarus) durch Meister Joh. Käser berichtet, und für den Anfang des 17. Jahrhunderts ist uns die Existenz einer Blaufärberei einer Familie Glarner in Glarus, für das 3. Viertel desselben Jahrhunderts eine solche von Jakob Freuler (1631—1684) in Ennetbühls bezeugt. Man darf vermuten, dass die nun eingeführte Färberei die Mätzen für die Ausfuhr tauglicher machte; sicher ist wenigstens, dass die Erstellung derselben in Schwanden, Glarus, Netstal und im Sernftthal in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beträchtlich zunahm und dass Handelsleute von Schwanden und Glarus einen Exportartikel in die benachbarten und selbst auch nach entferntern Gegenden daraus machten.

Beim Nachforschen nach Repräsentanten dieses ersten glarnerischen Ausfuhrerzeugnisses der Textilbranche konnten aus den Kirchenbüchern und Tagwensprotokollen für Glarus festgestellt werden:

1. Hans Jakob Feldmann; von ihm heisst es im Totenregister von 1705, dass er „von Beruf Mätzenhändler und wegen Handlungsgeschäften mehrtheils in der Fremde war.“

2. Schneidermeister und später Färber Ulrich Glarner, gestorben 1661; unter dessen zahlreichen Nachkommen sind viele als Wollweber, Tuscherr, Färber und Druckfabrikanten bezeichnet, welch' erstere wahrscheinlich schon im 17., sicher beglaubigt aber im Anfang des 18. Jahrhunderts, auch **ganzwollene, gewalkte** Tuche herstellten, darunter namentlich die lange Zeit beliebten

¹⁾ Mit Walke oder Tuchwalke bezeichnete man gewöhnlich ein Gebäude samt entsprechender Einrichtung zum Waschen und Walken (d. h. Verfilzen unter dem Einfluss leicht alkalischer Laugen und mechanischer Bearbeitung) von Wolltuchen; wenn es sich dagegen um das Waschen, Bleichen und Ausrüsten von Leinwandgeweben handelte, bediente man sich gewöhnlich des Ausdrucks „Walke mit Bleike“.

„Ratinen“ denen man durch eine besondere Manipulation in der Ausrüstung eine gekräuselte Oberfläche gab.

3. Meister Jakob Ries, Tuchmacher und Wollweber, erwähnt um 1737.

Es finden sich auch verzeichnet ein Handelsherr Heinrich Heer (1607—1657) Schulvogt Abrahams und ein Kauf- und Handelsherr und Landschreiber Joh. Marty (1678—1758), jedoch ohne Angabe, welcher Natur ihre Geschäfte waren.

Ennenda weist einen einzigen Repräsentanten auf, Wullenwebermeister Sebastian Vogel (1645—1704); von ihm heisst es aber, dass er sich im Prättigau niedergelassen habe.

Die Kirchenbücher Schwandens enthalten folgende nicht uninteressante Angaben: „Im Herbstmonat 1679 ertranken im Rhein unweit Rheinfelden nebst etlich und zwanzig sehr führnäm, reichen Kaufsherren mit grossem Guet auch ein Pfarrei von Zurzach miteinander. Auch aus dieser Gemeind (Schwanden) Samuel Fiuri, so mit Mätzen gehandelt, nach Basel von Zurzach brachtend. Ist ein trauriger Fall.“

Ferner ist dort für das Ende des 17. Jahrhunderts ein Mätzenhändler Joas Tschudi konstatiert; dessen Sohn Jakob starb 1738, „nachdem er 10 Tage zuvor krank und geschwollen ab einer Mätzenhandlungsreise heimgekommen“. Und als Färber figurieren Abraham Strub (1663—1742), Fabian Blesi (1669—1742 und Rudolf Blesi (1681—1745).

In der Zeit von 1670—1690, da die Mätzenweberei (nach der Trümpy-Chronik) eine ziemliche Anzahl Hände im Lande beschäftigte, war auch die Zahl der Händler, namentlich in Schwanden, wo sie eine „gute“ Gesellschaft bildeten, ohne Zweifel bedeutend grösser, als wie sie obige wenige Angaben vermuten lassen; nach der baldigen Abnahme dieses Gewerbes warfen sich dieselben auf andere Handelsartikel oder Erwerbszweige und wurden dann in den amtlichen Schriften auch nicht mehr als Mätzenhändler bezeichnet. Dieses Zurückgehen fand schon von 1688 an statt; Teuerungen von 1688—1694, als Folge von Missernten und die verheerenden Kriege Ludwigs XIV. lähmten Handel und Wandel; auch waren die Löhne, die der Artikel zu bezahlen erlaubte, im Vergleich zu den später bei der Baumwollspinnerei bezahlten (s. u.)

sehr kärglich, welche Verhältnisse 1692 sogar zu Erörterungen vor dem gemeinen Rate Veranlassung gaben. Chronist Trümpy verzeichnete für diese Zeit als Spinnerlohn für die (in niedrigen Nummern und schwacher Drehung) zu verspinnende Schafwolle 4 Schillinge per Pfund, für den schwieriger und in etwas feineren Nummern zu verspinnenden Flachs $7\frac{1}{2}$ –8 ß per \mathcal{L} . Ein fertiges Stück von 60 Ellen Länge (und von einer kurzen Elle Breite?) kostete im Lande verkauft 8 Gulden, gefärbt 9–10 fl.; dabei veranschlagte man Spinn- und Weberlohn zusammen auf 3 fl per Stück. Ein Passus in der Chronik Joh. Heinrich Tschudi's vom Jahr 1714 spricht von Schwanden als einem Dorf „das vormahlen reich gewesen“ und lässt sich in Ermanglung irgend welcher anderer Ursachen dahin deuten, dass das Mätzengewerbe 30 Jahre früher einen gewissen Wohlstand in die Gemeinde gebracht hatte und derselbe nun zum Teil wieder verschwunden war. Auch die gemeine „Landsgemeinderkenntnuss“ vom 6. Mai 1711 — „dass von jetzt an alle fremden Tücher und andere Waaren, die man im Lande selbst fabriziren und verarbeiten könnte, herein zu kaufen verboten sein solle, bei Straf einem jeden, der es übersehen würde 50 Kronen“ — brachte keine Besserung, da diese hochschutzzöllnerische Verordnung nach dem Zeugnis der Chronisten zwar gut gemeint war, jedoch nicht befolgt wurde, bzw. sich als undurchführbar erwies. Nach dem Aufkommen der Baumwollspinnerei blieb dann die Mätzenweberei fast nur auf die Erstellung der im Lande selbst konsumierten Warenmenge beschränkt; auch ging man später mehr zur Verfertigung des sog. „Landtuches“, halb Wolle, halb Baumwolle, über, welche Hausweberei im Sernfthal in bescheidenem Umfang bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts sich erhielt.

Die Fabrikation der reinwollenen Tücher erwies sich im 18. Jahrhundert wegen der fortgeschrittenen und unter günstigen Bedingungen arbeitenden Konkurrenz des Auslandes ebenfalls als wenig lohnend, sodass einige der genannten kleinen Wollfabrikanten „Glarner“ in den 1790er Jahren zur Baumwolldruckerei übergingen und das Wollengewerbe deshalb im Lande fast gar nicht mehr vertreten war. Ungefähr 1830 errichteten dann Ratsherr Fridolin und Steuervogt Heinrich Hefti von Schwanden unter der Firma

Gebrüder Hefti eine Wolltuchfabrik in *Hätzingen*, welche aus kleinen Anfängen im Laufe der Jahre zu einer grossen, mit den neuesten Maschinen ausgerüsteten Wollspinnerei, -Weberei und -Färberei, zur Herstellung von Uniform- und anderen gewalkten Tuchen, herangewachsen ist. Da diese Industrie, sowie die später von der Firma Hefti & Cie eingeführte Weberei von Kammgarnstoffen auf die Gemeinden Hätzingen und Rüti beschränkt blieb, soll der modernen Entwicklung dieser Textilzweige im speziellen Teil noch mit einigen Worten gedacht werden.

2. Das Leinen- und Hanfgewerbe.

Allgemeines.

Neben der Verarbeitung der Wolle war, wie schon im vorigen Kapitel angedeutet, auch das Verspinnen und Verweben der Bastfasern der Flachs- und Hanfstengel bei den germanischen Völkern seit unbestimmbarer Zeit heimisch. Wie St. Gallen und Konstanz als typische Beispiele zeigen, wurde das Leinengewerbe zuerst wieder von den (Benediktiner-) Klöstern aus gehoben und verbessert, und gewann dann etwa vom 13. Jahrhundert an in den zünftigen Städten stetig an Bedeutung. So gelangte es in Deutschland (namentlich Sachsen, Schlesien und Schwaben) und in der Schweiz vom 13.—16. Jahrhundert zu solcher Ausdehnung, dass diese Länder (nach Brockhaus C.-L. u. A.) in Produktion und Ausfuhr weitaus die erste Stelle in Europa einnahmen. Auch war es ein Deutscher, der Steinmetz und Bildschnitzer Jürgen in Watenbüttel bei Braunschweig, dem die Spinnerei durch die Erfindung des **Spinnrades** (1530) einen ausserordentlichen Fortschritt verdankte. Während nämlich bis dahin bei allen Völkern nur die Spinnerei mit der sogen. „Handspindel“ üblich war, bei welcher, ähnlich wie bei den heutigen Selfactors das eigentliche Spinnen (Strecken und Drehen der Gespinnstfasern) abwechselt mit dem Aufwinden des nun gebildeten Fadens auf die Spindel, konstruierte derselbe ein Spinnrad mit Flügel, bei welchem ähnlich wie bei den sog. Watermaschinen oder den heutigen Bancs-à-broches das Spinnen und das Aufwinden auf eine Spuhle gleich-